

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 69 (2002)

Artikel: Carl Albert Loosli : Reisetage im Emmental, 1911
Autor: Marti, Erwin / Loosli, Carl Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1075770>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Carl Albert Loosli: Reisetage im Emmental, 1911

Herausgegeben von Erwin Marti

Einführung

Carl Albert Looslis Reisebericht ist vermutlich bisher nicht veröffentlicht worden. Das in seinem Nachlass vorgefundene Typoskript weist keine Datierung auf. Einige Tage vor seinem Eintreffen in Rüegsau sei dort der stolze Gasthof «Zur Sonne» abgebrannt, schreibt der Autor. In der «Berner Chronik» wird dieses bedauerliche Ereignis unter dem Datum des 3. August 1911 vermerkt. Und am 22. August teilte Loosli seinem Verleger Eugen Rentsch mit, er sei soeben von seiner Gotthelf-Studienreise aus dem Emmental heimgekehrt. Loosli dürfte also ungefähr zwischen dem 8. und dem 20. August zwischen Burgdorf und der Lüderen unterwegs gewesen sein. Unterwegs meist zu Fuss, wie er das von früheren Wanderungen und von seiner Pariser Bohème-Zeit her gewohnt war, aber dieses Mal bei grosser Hitze und Trockenheit. Überall im Bernbiet wie anderswo brachen in jenem Sommer 1911 Brände aus, auch Waldbrände, und ein zunehmender Mangel an Wasser begann sich fühlbar auszuwirken.

Loosli war damals ein in der ganzen Schweiz bekannter Schriftsteller und Journalist. Seit 1904 in Bümpliz wohnhaft, unterhielt er zeitlebens enge Beziehungen zum Emmental. Seine Mutter, eine Sumiswalder Bauerntochter, hatte ihn unehelich zur Welt gebracht. Gleich nach seiner Geburt 1877 in Schüpfen hatte sie ihn der Pflegemutter Annemarie Zweicker übergeben. Nach deren Tod kam der Zwölfjährige in ein Heim nach Grandchamp am Neuenburgersee und daraufhin in verschiedene andere Anstalten. Der perfekt französisch sprechende Junge besuchte eine Zeitlang die Sekundarschule in Sumiswald. Mit einer Lehre in Langenthal ging es gar nicht gut, denn er war sehr impulsiv und jähzornig und von grossem Gerechtigkeitsgefühl erfüllt. Auf Beschluss des Regierungsrates kam er 1895 in die

Jugendstrafanstalt Trachselwald, wo er bis zu seinem 20. Lebensjahr bleiben musste. Der Aufenthalt war für ihn dramatisch und traumatisch, erwies sich doch der Anstaltsleiter als Sadist, der die Jungen in der Dunkelarrestzelle und mittels Ruten und Zwangsjacken quälte. Nach seiner Freilassung hielt sich Loosli in Neuchâtel, Bern und Paris auf, löste sich aus der Vormundschaft und unternahm eine Europareise. Obwohl weit herumgekommen, kehrte er immer gerne ins Emmental zurück. Das erstaunt zunächst, hatte doch seine von hier stammende leibliche Mutter sich nie um ihn gekümmert, und von Sumiswald aus war er bevormundet worden, mit Trachselwald verband er gar schrecklichste Erinnerungen. Doch in dieser Region fand er auch seine Liebe. 1902 kam er nach Kalchofen (Hasle) zu wohnen, wo er Ida Schneider, die Tochter der Hebamme Rosette Schneider, kennen lernte und heiratete.

Loosli liebte das Emmental über alles. Er kannte hier viele interessante Leute, so den mit ihm befreundeten Simon Gfeller. Noch näher stand er dem legendären Hans Bärtschi aus Waldhaus, bei dem er sich manche Anregung holte. Der vermutlich in Rüegsau wohnhafte Bühl-Hannes gab das Urbild für Looslis Emmentaler Eulenspiegel ab, die Figur des Hannes Schilt im «Üse Drätti». Befreundet war er mit dem Säger Ernst Sterchi aus Rüegsau und mit der Haushaltlehrerin Rosa Wisler aus Rüegsauschachen. Das Emmental war für ihn eine Landschaft voller Leben und voller Literatur. Seine 1911 veröffentlichte Gedichtsammlung «Mys Ämmittaw» zeigt das wohl am besten. Auf virtuose Art erbrachte Loosli den Beweis für die lyrische Vielseitigkeit des Unteremmentaler Dialekts. Ganz entgegen der Missachtung durch die akademische Fachwelt hat gerade dieses Emmentaler Epos bei einer einheimischen Leserschaft über die Jahrzehnte hin Anklang gefunden und ist seither noch vier Mal neu herausgegeben worden. Das Emmental und vor allem Oberburg lieferte Loosli den Hintergrund für seine 1926 entstandenen «Schattmattbauern», den ersten Kriminalroman der Schweizer Literatur!

Vor allem aber war das Emmental auch für ihn die Landschaft von Jeremias Gotthelf! Hier finden wir auch das eigentliche Motiv für Looslis Reise. Seit Jahren beschäftigte er sich mit der Vorbereitung einer umfassenden Ausgabe der Werke Bitzius'. Der Gotthelfliebhaber und Autodidakt Loosli benötigte dazu einen zuverlässigen Verleger, wissenschaftliche Mitarbeiter und die Unterstützung durch die Erben Bitzius'. Den Verleger fand er in der Person seines Jugendfreundes Eugen Rentsch. Loosli nahm die Propaganda in die Hand, organisierte eine breit abgestützte Trägerschaft und gewann

Ferdinand Vetter und Hans Bloesch für die wissenschaftliche Mitarbeit. Die Erben Bitzius' hingegen konnte er nie für sich einnehmen – diese standen dem Nichtakademiker und Autodidakten aus ärmlichen Verhältnissen misstrauisch gegenüber. Am 18. Juli 1911 schrieb Loosli an Rentsch, seit einiger Zeit schon höre er von Aktivitäten der Familie von Rütte gegen sein Unternehmen. Ein erklärtes Ziel seiner Emmentalreise war, möglichst viele Erstdrucke von Bitzius aufzutreiben, um von der Familie des Dichters, welche dessen Nachlass beherrschte, so unabhängig wie möglich zu werden. Looslis Bemühungen um Gotthelf wurden aber schliesslich alle vereitelt. Andere haben das von ihm begonnene verdienstvolle Unternehmen einer Werkausgabe weitergeführt.

Erwin Marti

Reisebericht

Bei heisser sengender Sommerszeit in Geschäften nach dem Emmental reisen ist eigentlich eine unverzeihliche Sünde wider den guten Geschmack, denn wer, wie dies leider seit einigen Jahren mein Fall ist, nur ab und zu in diese von Gott und von der Menschen Fleiss so reich gesegnete Gegend kommt, der sollte sich wahrhaftig nicht mit Geschäften aufzuhalten brauchen, sollte nur bummeln, schauen und geniessen.

Allein, zu meiner Entschuldigung mag mir gereichen, dass ich diesen Sommer ohne Geschäfte schwerlich meine alte und eigentliche Heimat besucht hätte und dass die Geschäfte, die mich hinführten, den Vorzug hatten sehr interessant zu sein. Handelte es sich mir doch darum, mich für meine in Vorbereitung befindliche Gesamtausgabe der Werke Gotthelfs zu dokumentieren und Material zu sammeln. Material im anschaulichen Sinne des Wortes findet man im Emmental überall, ohne sich besonders darum zu bemühen, wenn man nur mit Land und Leuten einigermassen vertraut ist und gesunde Augen im Kopfe hat. Ich sage überall und meine damit in der Landschaft, auf den reichen Bauernhöfen, den ärmlichen Taunerhütten, auf der Egg und im Schachen, in der Wirtsstube und wo man nur immer auf der Strasse mit Menschen zusammenkommt und spricht.

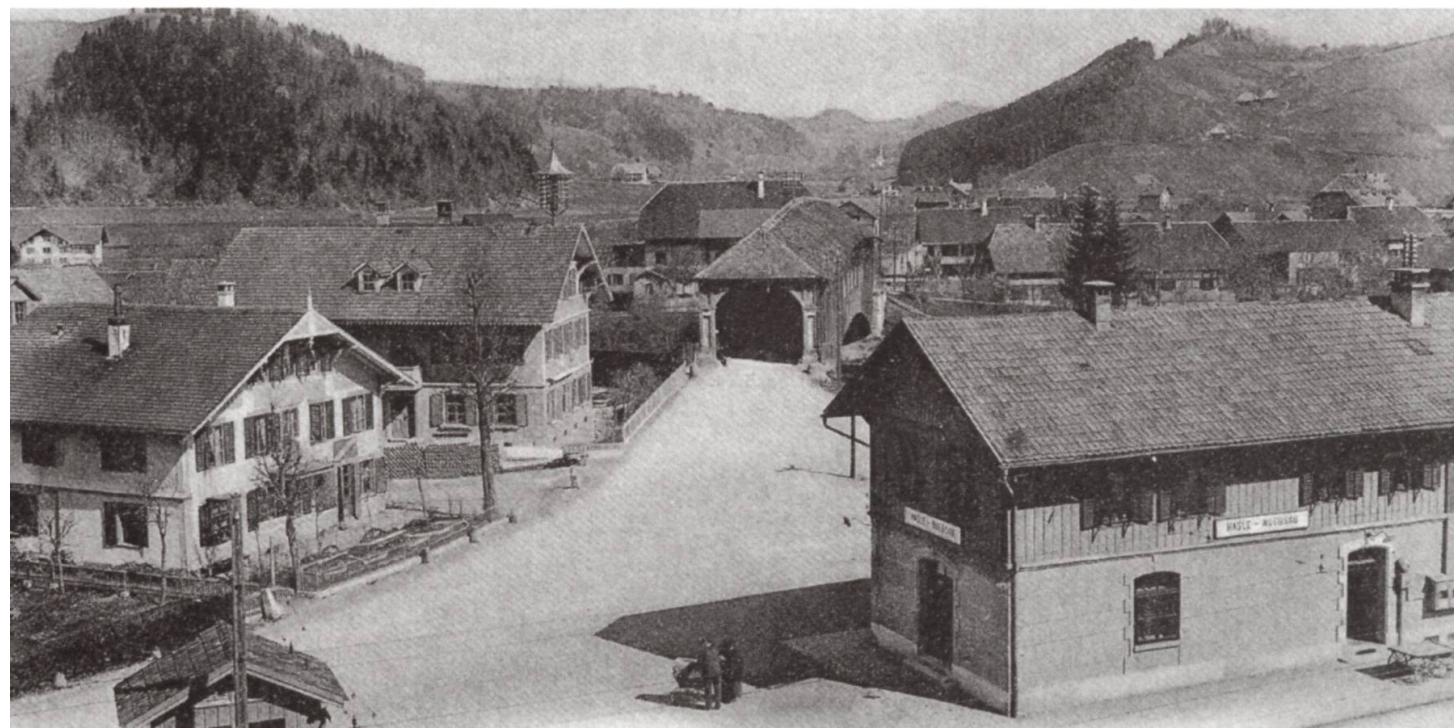
Sehen Sie, das ist das Wunderbare an Gotthelf; – seit mehr als einem halben Jahrhundert ruht sein Leib in der Erde, die vor und nach ihm keiner so innig geliebt und keiner so tief verstanden hat, nur wenige sind es welche sich seiner leiblichen Erscheinung noch erinnern und doch, wie lebendig begleitet er den auf seinen Wanderungen, der ihn mit Verständnis las, wie

weniges hat sich seither verändert, wie vertraut, durch ihn vertraut erscheinen uns heute noch die unvergleichliche Landschaft mit ihren verhaltenen Reizen, die tiefgründige Adelskultur ihrer Herrenbauern, all die Männlein und Weiblein, deren Weg wir kreuzen; wir kennen sie alle, nennen sie mit Namen, bei ihnen uns aus Gotthelf vertrauten Namen, denn siehe, dort ist eine Käti, der ist der Hagelhans im Blitzloch, jener Ammanns Felix, dort wahrhaftig erblicken wir Steffen, den Gnepfiwirt und wenn uns unser Gehör nicht täuscht, so war das soeben das Gekreisch des von einer teuflischen Vision heimgesuchten Dürlfaltei, das an unser Ohr schlug. Und während wir uns umsehend vergewissern wollen ob wir recht hörten, ist ein behaglich schlaues Männchen des Weges gekommen, – wir gehen eine Strecke mit und wenn wir uns nach einer Viertelstunde bei einer Wegesbiegung von ihm verabschieden, dann wissen wir, das war Hansjoggeli der Erbvetter, der uns das Geleite gab und uns, wohlwollend und verschmitzt plaudernd, ohne dass wir es ahnten, examinierte.

Zwar, einiges ist doch ein wenig anders geworden, seit Gotthelfs Zeiten! Durchs ganze Emmental hinauf führt heute die Emmentalerbahn, mit ihren Abzweigungen von Kalchhofen nach Thun und von Ramsei nach Huttwil. Die Gebräuche der Emmentaler haben sich dem Umschwunge der Verhältnisse geruhsam angepasst, ohne aus ihrer besonnenen Stabilität zu geraten; – hier haben die neuen Verkehrswege glücklicherweise nicht jener unsinnigen Spekulationswut gerufen, welche andern Landesteilen auf die Dauer zum eigentlichen Unglücke gedieh. Was vorher unsolid war ist unsolid geblieben und der heutige Gnepfiwirt fährt in unsren Tagen auf einem nagelneuen Motorvelo statt in einem Ausbund von Schesli den verschiedenen Schiessen, Hornussen und Wettkegeln nach. Er verstänkert die herrliche Gottesluft mit mächtigen Staubwolken und Benzindüften und an Stelle des rhythmisch-einladenden Flegelschlages beleidigt heute das Surren der Dampfdreschmaschine unser Ohr ebenso sehr, als es früher vom wohlgegeregelt-währschaft soliden Sechstakt bedächtiger Flegeldrescher angeheimelt wurde.

In der Hauptsache jedoch ist alles beim alten geblieben und grüsst so vertraut und heimelig, dass man sich wirklich und wahrhaftig frägt, welcher Teufel einen denn geritten habe, als man dieses schöne Tal an die Nachbarschaft der Bundesstadt umtauschte.

Und doch war der erste Eindruck, den ich von meiner Reise diesmal empfing, traurig genug. Kennen Sie die Haslbrücke, die in stolzem aus mächtigen Baumstämmen gezimmerten Sprengbogen die Emme überspannt.



Station Hasle-Rüegsau und Holzbogenbrücke über die Emme (Postkarte um 1905)



Der Gasthof zur Sonne im Rüegsauschachen, kurz vor dem Brand 1911
(Foto: Fotonachlass Louis Bechstein im Burgerarchiv Burgdorf, BAB)

Wenn nicht, dann müssen Sie sich beeilen, dieses Prachtsmonument bäuerlicher Architektur noch zu bewundern, bevor es durch eine neue Steinbrücke ersetzt wird. Abgesehen von seinen wahrhaft edlen und durchaus bodenständigen Formen hat es auch technisches Interesse, – die Haslibrücke hat die grösste bekannte Holzsprengung [Spannweite] aufzuweisen. Ihre Vorgängerin wurde anfangs der dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts von der wilden Emme weggespült, da erbaute sie ein einfacher Zimmermann aus der Gegend und um die bernische Regierung für sein Projekt zu gewinnen, fertigte er eigens ein Modell in allen Einzelheiten an und trug es per pedes apostolorum auf das Baudepartement der damaligen Staatsregierung, wo es Gnade fand und zur Ausführung bestimmt wurde. Das Modell befindet sich heute im Besitze des bernischen historischen Museums und wird die Brücke voraussichtlich überdauern, denn ihr ist, ihrer Steilheit wegen, die ihr in der Gegend den Übernamen eines Rossmörders eingetragen hat, schon lange das Todesurteil gesprochen. Heute, wo die Emme nachgerade durch vieljährige Verbauungsarbeiten zum sanften Flüsschen erzogen und nicht mehr von Flössern wie einst befahren wird, braucht man die unbequem grossen Jochhöhen der Brücken nimmer, und wenn einmal das Geld zu einer neuen beieinander ist, dann wird eines der prächtigsten Denkmäler bäuerischer Holzarchitektur, die Haslibrücke, endgültig verschwinden.

Jenseits dieser Brücke, auf dem rechten Emmenufer stand bis vor wenigen Monaten der Gasthof zur Sonne, ein stolzes, währschaftes Bauernwirtshaus mit weitausladendem Dache, dessen Anblick allein dem fremden Wanderer schon reichliche Atzung und trauliche Rast versprach. Das stolze Wirtshaus war einige Tage vor meinem Eintreffen abgebrannt und ich habe von seinen Trümmern Abschied genommen, wie man vom Grabe eines lieben Freundes Abschied nimmt. Zwar wird es wieder erstehen, wird sicherlich den Anforderungen des neuzeitlichen Wirtschaftsgewerbes entsprechender als das alte aufgebaut werden und doch, wären es nicht dieselben vertrauten Wirtsleute, die ins neue Haus einzehen, ich fürchte, ich würde mich nimmer dort so behaglich fühlen. Von jenem Gasthöfe führt ein ziemlich gerader Weg direkt nach dem Dorfe Lützelflüh, wo Gotthelf als Pfarrer wirkte und seine unvergänglichen Werke schrieb.

Das alte traute Pfarrhaus, das einzige und ausschliessliche Heim der Gott helf'schen Muse hat dem Wandel der Zeiten erfolgreich getrotzt und steht wie zu Lebzeiten des Dichters immer noch da inmitten schwerbehängter Obstbäume. Ein typisches Pfarrhaus, wie wir sie in ihrer stillen Vornehm-



Das Pfarrhaus in Lützelflüh



Das Gotthelf-Denkmal in Lützelflüh (Postkarte um 1905)

heit einzig im Bernerland, dort aber fast überall antreffen. Die Architektur ist eine hübsche Vermählung französischen Barockstiles und gutbäuerlicher Bauformen, und hat etwas überaus reizvolles und anmutig einladendes. Gewöhnlich sind diese Pfarrhäuser auf breiter Basis in Sandstein aufgebaut, die Mauern weiss getüncht und die Fensterladen in dem nun für diesen Zweck leider auch verbotenen Schweinfurtergrün [giftige Grünspanfarbe] gestrichen. Das Dach ist ganz Barock, in schöner Linie gebrochen und weit ausladend, mit hellen Vogeldielen versehen. Das Innere dieser Pfarrhäuser ist ebenfalls fast überall dasselbe, obwohl jedes Pfarrhaus für sich wieder eine besondere freundliche Note aufweist. Gewöhnlich ist der Grundriss einfach genug; – im Erdgeschoss sind vier grosse Räume, von welchen einer die Küche ist, während die andern zu Zimmern ausgebaut wurden. Diese Zimmer sind immer bis zur Decke, die ebenfalls hölzern ist, oft recht kunstvoll in hell in Öl gestrichenem Tannenholz getäfert, die Fenster stehen in Nischen, der ganze Raum ist hell und freundlich und dessen sonst fast unvermeidliche Eintönigkeit wird angenehm durch grosses Behagen spendende Kachelöfen unterbrochen. Diese Kachelöfen sind immer schön, zweckmäßig und gemütlich, da und dort dagegen sind sie eigentliche Kunsterzeugnisse unseres früheren bodenständigen und auf einer hohen Stufe stehenden Töpferhandwerks. Wer je einen, in unsren Patriziersitzen etwa noch anzutreffenden Ofen von Peter Gnehm gesehen hat, wird mit mir bedauern, dass diese Heizkörper allgemach, hauptsächlich ihres grossen Holzkonsums wegen, von der Bildfläche verschwinden. Die Öfen, wie auch die Häuser welche sie bergen, datieren mit wenig Ausnahmen aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts, wo im Kanton Bern das Bauhandwerk sowohl wie noch manches andere Gewerbe, befruchtet durch den reichlich französischen Einfluss auf einer wahren Blütezeit seiner Entwicklung stand. Der erste Stock unserer Pfarrhäuser enthält in der Regel ebenfalls vier grosse Räume, Säle würde man, gemessen an den Dimensionen der Wohnräume unserer modernen Einfamilienhäuser, wohl sagen. Auch hier sind Wände und Decken hell gestrichen und wie im Erdgeschoss finden wir tannene Riemenboden, welche durch ein weit-maschiges Netz harthölzerner und tiefbraun gebohrter Riemen angenehm bemustert werden. Der Estrich ist ein immenser Raum, wohl gross genug um Holz, Reiswellen und Vorräte auf Jahre hinaus zu umfassen. Um den ganzen ersten Stock herum mit Ausnahme der Nordseite ziehen sich gewöhnlich breite, oft in verschiebbare Glasfenster eingemachte Lauben, welchen unten breite Sandsteinterrassen entsprechen. Das ganze Gebäude liegt meist in schönster Lage

in mitten eines fruchtbaren Gartens und ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, idyllisch schön. Alle diese Häuser sind in der Windachse gebaut, d.h. die Hauptzimmerfassade ist nach Südosten orientiert, so dass sie im Sommer nur die Morgensonne und im Winter keine kalten Winde haben. In dieser Beziehung verstanden unsere Altvorderen das Bauen aus dem Fundament, denn nicht nur die Pfarrhäuser sind so eingestellt, wie es für ihre Wohnlichkeit am praktischsten ist, sondern auch die zahlreichen Bauernstöckli, d.h. die neben den grossen Oekonomiegebäuden aufgeführten Wohnhäuser, welche den aufs Altenteil zurückgezogenen Bauern als traurlicher Alterssitz dienen.

Warum ich mich so eingehend bei diesen alten Pfarrhäusern aufhalte? Nun, weil Jeremias Gotthelf eines der schönsten bewohnte, ein Haus, so recht dazu angetan zu stiller Meditation und fruchtbringendem Schaffen.

Die Kirche dagegen in welcher er als Seelsorger, Prediger und Lehrer der Jugend gewirkt, hat leider ihr ursprünglich heimeliges Aussehen verloren. Das früher einfache und schöne Landkirchlein wurde Ende der siebziger oder anfangs der achtziger Jahre mit einem scheusslichen Sandsteinturm beglückt in einem Stil, welcher von der damaligen bernischen Regierungsbaukunst als Gotik bezeichnet wurde. In Wirklichkeit war dieser Stil sowohl ein Verbrechen am Material, wie auch an der landschaftlichen Umgebung, die dadurch verunziert wird.

Die alte zu Gotthelfs Zeiten mit Schindeln, später teilweise mit Ziegeln eingedeckte Holzbrücke, welche von Lützelflüh nach Goldbach führt, musste vor einigen Jahren einer wenig reizvollen aber solideren Brücke aus Beton weichen. Schade, dass die alte romantische Lützelflüberbrücke gefallen ist und nicht mehr zu uns sprechen kann, vom Zauber und vom Grimme der wilden Emme und vom gottbegnadeten Pfarrherrn, der oft sich ihrer bediente, um in der Krone zu Goldbach seinem Jagdgenossen einen Besuch in der hintern Wirtsstube abzustatten und von dort aus zu erlauschen, wie in der vordern, allgemeinen Stube das Volk sich gebärdete, zu einander sprach und marktete und stritt. Der alte «Wislerchäpp», der Kronenwirt Kaspar Wissler hatte das Zeug zum gemütlichen Humoristen, wie folgender fröhliche Zug beweist. Er befand sich eines Tages mit Gotthelf auf der Jagd und als er einen Moment nebenaus ging und sein Gewehr an eine Tanne lehnte, benutzte der gelegentlich zu jedem Ulk aufgelegte Pfarrherr die Gelegenheit, ihm an Stelle des üblichen Feuersteines eine alte harte Käserinde ins Gewehrschloss einzuschrauben. Als Wissler sich wieder einfand nahm er sein Gewehr wieder zu sich und begab sich auf seinen

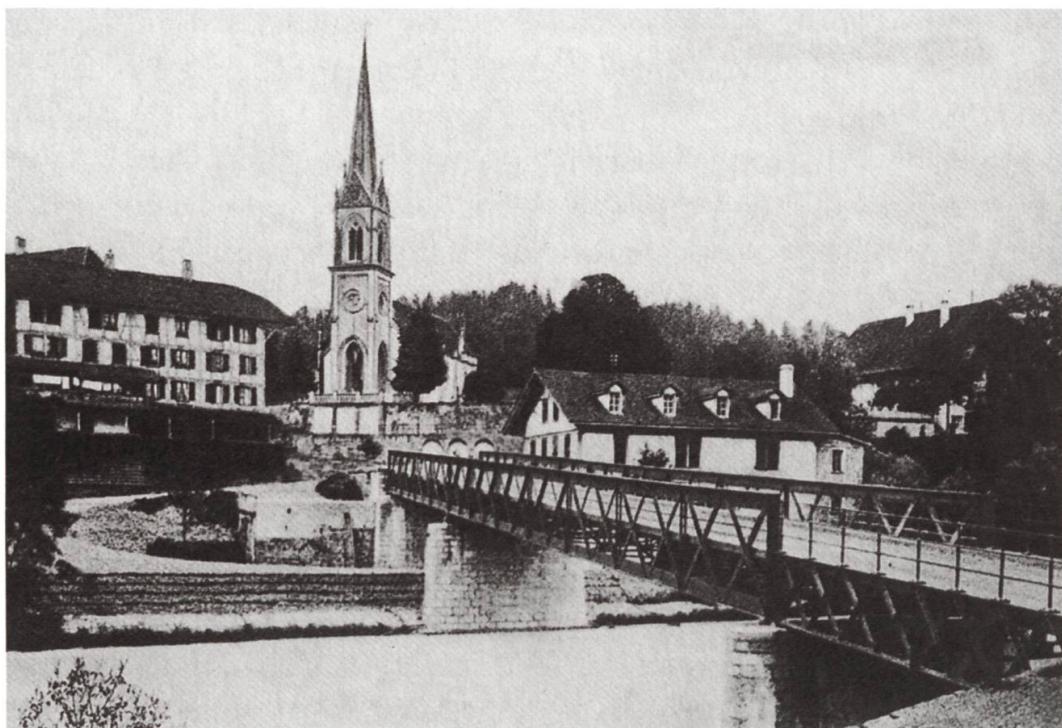
Anstand. Zufällig bemerkte er die Veränderung, welche an seinem Schiess-eisen vorgenommen worden war und ersetzte die Käserinde durch einen neuen Feuerstein und als kurz darauf ein prächtiger Hase vors Korn kam, schoss er ihn glatt nieder, schraubte den Stein wieder aus und die Käserinde wieder ein. Als er mit seiner Beute den Jagdgenossen einholte, war dieser begreiflicherweise höchst verwundert, dass jener mit dem Käse einen so prächtigen Erfolg erzielt hatte, als jedoch der alte Chäpp treuherzig versicherte, es sei ihm nicht eingefallen, an dem Gewehr etwas zu ändern, und es gehe dem Anschein nach auch mit Käserinden, da erwiderte ihm Gott helf, das möge wohl sein, wenn Chäpp sich des harten Käses bediene, welchen er gewöhnlich seinen Knechten zu essen gebe.

Inwiefern diese Anekdote authentisch ist, vermag ich nicht zu sagen, aber sie gehört heute noch zum eisernen Anekdotenbestand des Lützelflöhervolkes.

Dort, jenseits der Brücke, auf dem linken Emmeufer lebte zu Gotthelfs Zeit auch der fast berühmt gewordene Schulmeister Weihmüller, welcher durch sein Leben und seine Taten den Schulmeisterstand dem Dichter in seiner karikiertesten Gestalt vor Augen führte und der des Dichters Tochter, Marie Walden, wohl vorgeschwobt haben mag, als sie den ältern der beiden Schulmeister in ihrer auch kulturhistorisch sehr interessanten Novelle «Die beiden Kollegen» schrieb.

Auch von diesem Weihmüller weiss die Volksüberlieferung allerlei zu erzählen. Besonders berühmt machte er sich durch die derbe und ungeschlachte Form, welchen er seinen Leichengebeten zu verleihen verstand. So gelang es ihm, am offenen Grabe eines wegen seiner Rechtschaffenheit im hierseitigen Leben nicht gerade ausgezeichneten Bauern der andächtigen Gemeinde zu sagen: «Da ligsch jitze, Bichsu, bschyss jitze!» (Da liegst du jetzt, Bichsel, betrüge jetzt!) Und ein andermal, am Grabe des etwas alkoholfreundlichen Drechslers Hansuli Kipfer sprach er, zu den Kindern des Verstorbenen gewendet: «U was het er ech hingerlah? – En awti Muetter un e Träjbawch!» (Und was hat er euch hinterlassen? – Eine alte Mutter und eine Drehbank!)

Schulmeister Weihmüller war, wie es jene Zeit mit sich brachte, neben seiner Schulmeisterei auch Totengräber und Siegrist. Als Totengräber verbesserte er sein Einkommen dadurch, dass er auf den Gräbern Gras ansäte und seine Ziegen darauf weiden liess. Und wer zur Zeit, als das Gras im Flor stand, es wagte die Gräber seiner Angehörigen zu besuchen und ihm das kostbare Futter niederzutreten, der durfte sich ruhig auf eine nicht immer



Lützelflühbrücke und neugotischer Kirchturm (Foto: Adolf Bangerter, BAB)



Neues Sekundarschulhaus Lützelflüh (Foto: L. Bechstein 1909, BAB)

sehr weihevolle Auseinandersetzung mit dem durchaus nicht von der übertünchten Höflichkeit des Europäers beleckten Schulmeister gefasst machen.

Die Sage, dass sich Gotthelf seiner bedient habe, gewissermassen als Zuträger und Informator dürfte sich als haltlos erweisen, wenn man bedenkt, von welch hohen moralischen Grundsätzen die Persönlichkeit Gotthelfs getragen war, und wie unendlich hoch der Dichter über dem etwas verkommenen Schulmeister stand. Daneben ist es mehr als wahrscheinlich, dass Gotthelf gerade die unvorteilhaften Seiten vieler Schulmeister seiner Zeit (siehe «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» und den Schulmeister in der «Vehfreude») an diesem etwas missratenen Exemplare seiner Gattung zu studieren Gelegenheit hatte.

Zwar muss gesagt werden, dass Gotthelf als geborner Epiker es verschmähte, direkt nach Modellen zu arbeiten, dass er jedoch sehr oft, ihm aus dem Leben bekannte Figuren in seine Romane aufnahm, oder sie wenigstens mit erschauten Zügen aus seiner weithinreichenden Bekanntschaft ausstattete. Ebenso verstand er es in seinen Landschaftsdarstellungen, in welchen er ein Meister ist, jeweilen ihm Bekanntes mit Erdichtetem zu verweben und heute noch wollen die Bauern wissen, welch ein Gehöft in dieser oder jener Schrift gemeint gewesen sei.

Doch zurück über die Lützelflühbrücke, zum alten Pfarrhause. Oder besser noch zur Kirche, denn von dort aus können wir unsren Weg durch das Dorf bequem fortsetzen. Links von der Strasse hoch an der Böschung befindet sich ein bescheidenes Denkmal des Dichters und einige Schritte weiter oben das altberühmte Gasthaus zum Ochsen, in dessen Mittelstube Gotthelf gerne ab und zu weilte und einen Schoppen trank. Diese Stube soll nun in absehbarer Zeit zu einem heimeligen, den Manen des Dichters geweihten Tuskulum umgestaltet werden, und dieses Denkmal dürfte wohl das lebendigere und anregendere werden als irgend ein anderes aus Stein und Erz, das kaum so viele Reminiszenzen an des berühmten Pfarrherrn reiches Leben wecken könnte.

Das übrige Dorf ist, abgesehen von zwei drei Neubauten, von welchen eigentlich nur eine sich nicht recht in das ländliche habliche Dorf vermöge ihres neuzeitlichen Baumaterials und ihres abstrusen Stiles einfügt, so ziemlich dasselbe geblieben und was inzwischen hinzugekommen ist, erfreut abgesehen von der soeben erwähnten Ausnahme das Auge. Namentlich fällt dem Wanderer das neue stattliche, durchaus den ländlichen stolzen Bauformen abgelauschte Sekundarschulhaus angenehm auf.



Gasthaus zum Ochsen (Postkarte um 1910)



Man sieht, hier wurde nichts gespart und doch ist alles ohne übertriebenen Luxus, bodenständig und auf die Dauer berechnet in schönen Formen und solidem Material ausgeführt. Von nun an führt mich mein Weg über grüne, schwelende Matten nach dem Waldhaus, einem Weiler bestehend aus einigen mächtigen Bauernhöfen, der unvermeidlichen Käserei, einer grossen Baumschule und Handelsgärtnerie und der dazu gehörigen freundlichen, neuzeitlichen Sommerwirtschaft. Wer sich interessiert, wie Waldhaus aussieht, der lese die poetische und innigste Erzählung Gotthelfs, «Geld und Geist», deren Helden, Christen und Aenneli auf einem der Höfe im Waldhaus gelebt und gelitten haben. So wenigstens berichtet uns der Volksmund. Und die Käserei ist darum interessant, weil sie die erste des Unteremmentalischen Bezirkes war, oder doch eine der ersten, denn sie wurde im Jahre 1838 erbaut. Hier mag Gotthelf das Technische, dessen er bedurfte, um seine Käserei in der Vehfreude so anschaulich zu beschreiben zum grossen Teil erfahren haben, denn er war ein häufiger und gern gesehener Gast der reichen und ehrfesten Waldhausbauern, von welchen noch zu unsren Tagen prächtige Typen nicht selten sind.

Waldhaus hat aber für mich noch eine ganz besondere, wenn auch recht wehmütige Anziehungskraft, denn dort lebte bis vor wenigen Jahren einer meiner liebsten Freunde, Hans Bärtschi, im Volke der Baumbärtschi genannt. Er war ein herrlicher Mensch, voll Temperament und Unternehmungslust, zäh an der Arbeit und frohmütig in heiterer Gesellschaft, – eine unerschöpfliche Fundgrube ächten Volkswitzes, welche mich oft erlaubte. Die Bedeutung Bärtschis aber lag darin, dass er den Edelobstbau im Emmental recht eigentlich hervorgerufen hat. Als junger Bauernsohn machte er landwirtschaftliche Schulen durch und kehrte an Kenntnissen und Tatkraft reich auf seinen väterlichen Sitz zurück, wo er in wenig Jahren eine musterhafte Baumschule einrichtete, von welcher aus die ganze Gegend reichlich befruchtet wurde. Bärtschi ging auf in seinem vielseitigen Werke und erstaunlich war mir immer nur, woher er Zeit zu allem das er tat nahm. Er leitete Kurse für Obstbauzucht und Obstverwertung, trieb mit seinen Produkten ausgedehnten Handel, redigierte selbst und meist allein eine vorzügliche pomologische Monatsschrift, den «Schweizerischen Obstbauern», betrieb ausser seiner Baumschule eine ausgedehnte Landwirtschaft, schrieb über die ihm am Herzen liegenden Fragen gründliche, sachkundige Artikel in die Tagespresse, war der erfahrene Berater aller seiner Kunden und Bekannten und baute zu guter Letzt noch die eben erwähnte Sommerwirtschaft und erwies sich als eben so vorzüglicher Gastwirt, wie er sich

als Handelsgärtner, Baumzüchter, Landwirt, Redaktor, Musiker und Gesellschafter ausgewiesen hatte. Leider machte ein tückisches Magenleiden seinem reichen Leben vor wenig Jahren ein viel zu frühes Ende, ein wenig durch seine eigene Schuld, denn seinem immer rastlosen Geiste war der Begriff Schonung etwas so Weltfremdes, dass er sich nie dazu verstehen konnte, bis es zu spät war. Mir ist er in lieber Erinnerung als goldtreuer Mensch und Freund geblieben und wenn ich seither nach Waldhaus komme, so gedenke ich gerne und wehmutsvoll beim perlenden Weine der schönen Zeit wo Hans Bärtschi mit mir anstiess. Diesmal war es sein Nachfolger, der schon am frühen Morgen mit mir ein Glas trank und mich dann in die Baumschule begleitete, wo ich unter seiner Assistenz meinen Jahresbedarf an Bäumen deckte. Trotzdem ich jetzt in der Nähe Berns wohne und die Bäume, deren ich ab und zu bedarf viel näher haben könnte, bin ich dem Waldhaus treu geblieben und zwar nicht bloss aus Pietät um den verstorbenen Freund. Aber Waldhaus ist ziemlich hoch gelegen, die Bäume werden dort nicht wie in der Ebene so stark getrieben und einmal in anderes Erdreich versetzt wachsen sie sicher an, wachsen zwar die ersten Jahre etwas langsamer aber akklimatisieren sich gut und werden mit der Zeit gesund, stämmig und kernhaft. Es ist ein Vorzug ihrer harten Jugend, dass sie sich später in allen Umständen zurechtfinden und gedeihen können, während in der Jugend verzärtelte Stämme einmal versetzt, gerne siechen und endlich absterben.

Der Weg, welcher von Waldhaus nach der Schaufelbühlegg und von dort nach Sumiswald führt, ist zur Sommerszeit einer der reizvollsten den ich kenne. Um die Grathöhe der Egg zu erreichen, lustwandelt man in ziemlicher, nicht ermüdender Steigung durch einen prächtigen Wald von Laub- und Nadelholz. Gelegentliche Ausblicke durch grünumrandete Lichtungen auf, an steile Raine nur so angeklebte, Bauernhäuser unterbrechen angenehm die auch ohnehin genussreiche Wanderung und endlich oben angelangt steht man still und schaut sich entzückten Auges um. Denn es gibt wenig Punkte im Emmental wie die Schaufelbühlegg, von denen aus man einen so weitreichenden Ausblick über das ganze untere Emmental geniesst und welch ein Ausblick: Das ganze blaugebirgte Land mit seinen Schachen, seinen trauten Dörfern, den reizenden fruchtschwellenden Tälern, den Grund- und den ungezählten Seitentälchen breitet sich vor dem entzückten Auge aus; die ganze farbige und doch so ruhige Buntheit der herrlichen Landschaft nimmt Sinne und Denken gefangen und erst nach minutenlangem Versunkensein und Untertauchen in die zaubervolle Gesamt-

stimmung bequemen sich Auge und Gehirn widerwillig dazu, Einzelheiten besonders zu betrachten.

Dort im Talgrund drunten, jenseits der im Sonnenlichte glitzernden Emme, erhebt sich aus den Bäumen der heimelige Kirchturm zu Rüderswil, der engern Heimat des bäuerlichen Idealisten und herzlich schlechten Feldherrn, dem Anführer des Berner-Bauernkrieges, dem Freiheitsmärtyrer Klaus Leuenberger. Ich weiss nicht warum, aber ich kann mir den sonderbaren Mann nicht anders als ein wenig verträumt und weltfremd vorstellen. Als ein ruhiger emsiger Bauer, der hinter dem Pfluge philosophiert, bis ihn eine Laune des Schicksals aus seinem Geleise hinaus in die bewegte Zeit wirft. Wo sein gerader Sinn auflodert in stummer Empörung und wo sein Herz mehr denn seine bewusste Absicht ihm einen Platz in der Geschichte seines Landes anweist und wo er sich, von Gefühlen mehr denn vom Verstande getrieben, schlecht und recht einfindet um in lichten ruhigen Momenten sehnüchtig nach dem verlassenen Schönholze in Rüderswil zu träumen. Eine enigmatische [rätselhafte] Natur, dieser Bauer, der am wenigsten von seinen Zeitgenossen zum Revolutionär geboren schien, der Erfolge einheimst und vor dem entscheidenden Erfolg einer sentimental Eingebung folgend, vor der reifsten Frucht seines Sieges zurückschreckt, zögert und sein Martyrium beginnt. Sehen Sie, von unserm Standpunkte aus erblicken Sie die erste Leidensstation seines Passionsweges. Dort, die trutzig schöne Burg, welche den untern Teil des Grünentales beherrscht, das alte Schloss Trachselwald. Dort in dem altergrauen Turme lag er gefangen, in den Block geschlossen, bis M.GG. HERREN über sein Schicksal entschieden hatten, bevor sie ihn nur gehört. Von dort aus wurde er nach der Hauptstadt geführt, und dort unten, ungefähr dort wo Sie die Emme noch erblicken, ob Oberburg, sah er sein Emmental, dessen Messias zu sein ihm seine schwärmerische Philosophie geboten, dort sah er sein Emmental zum letzten Mal. Drei Monate später starb der Bauernkönig unter des Henkers Hand.

Das Schloss Trachselwald ist reich an historischen Reminiszenzen aus jener bewegten Zeit der Bauernkriege. Dort regierte im Namen meiner gestren- gen Herren und Oberen zur Zeit des Ausbruches jener Unruhen der berüchtigte im Volke so sehr verhasste Landvogt Samuel Tribolet. Die schaurige Sage jedoch, die sich an seinen Untergang knüpft, ist vom Anfang bis zum Ende erfunden, von seinem grausigen Tod an der «Unghüürfluh» auf der Arnialp ist kein Sterbenswort wahr, denn Tribolet, der übrigens besser als sein Ruf war, starb eines ganz natürlichen Todes auf einem seiner Güter,



Denkmal für den Bauernführer Klaus Leuenberger in Rüderswil (Foto: L. Bechstein 1903, BAB)



Schloss Trachselwald (Foto: L. Bechstein, BAB)

ich glaube im bernischen Seeland. Die sinnige Sage ward vom Hass der unterdrückten Bauern geboren, das dem Volk immanent innewohnende Gerechtigkeitsgefühl, man nennt es auch das Prinzip der Wiedervergeltung, konnte sich nicht mit einem gewöhnlichen Abschluss eines ihm aussergewöhnlich scheinenden Lebens vertraut machen, der ganze Hass gegen die mächtige Obrigkeit verfolgt ihren damals den Bauern am nächsten stehenden Vertreter bis in unsere Tage, denn noch heute hat Tribolet seine Schuld nicht gesühnt, noch heute erscheint er auf fahlem Schimmel in den heiligen Nächten, zu suchen, wer ihn von seinem Fluch erlöse. Meiner gnädigen Herren Glanz ist in Staub versunken, von ihrer stolzen Herrschaft sind nur Erinnerungen geblieben, ihre Herrlichkeit aber überdauerte der Hass der unterworfenen Emmentalerbauern, Tribolet ist noch nicht zur ewigen Ruhe eingegangen, sondern reitet heut noch in seiner Vogtei herum und Erlösung ist ihm noch keine geworden.

Vom Schlosse Trachselwald schweift der Blick weiter nach dem Grünental, der Lüderen, dem emmentalischen Kirmesberg, wo alljährlich am ersten Augustsonntag die Jungmannschaft der weitverzweigten Alpen und Talschaften zu fröhlichem Volks- und Älplerfeste sich versammelt, zur Lüderenkilbi, der berühmten, lang ersehnten, die so manches junge Herz schon Wochen lang zuvor freudiger schlagen heisst. Die Lüderenkilbi ist wohl das letzte eigentliche Volksfest, das von allen andern als den althergebrachten Regeln ungezwungen gefeiert wird. Und jetzt bereits beginnt es sich zu



Lüderenkilbi
(Foto:
L. Bechstein,
BAB)

modernisieren, las ich doch jüngst in der Zeitung, dass das letzte Mal vom Lüderengässliwirt ein regelrechtes Orchester angestellt worden sei. Das kannte man früher nicht, die Musikinstrumente, welche dort Heimatrecht hatten, waren einzig die Ziehharmonika und früher noch das Hackbrett und die Emmentalerzither. Aber geschwungen und gezwirbelt und getanzt wird heute noch nach Herzenslust und scharenweise fahren aus dem ganzen Emmental auf den altvertrauten Bernerwägeli wie auf den neu-modischeren Breaks und Bockwagen Jünglinge und Mädchen zu jenem Fest aller Feste der emmentalischen Jungmannschaft, zur Lüderenkilbi. Mein Reiseplan versagt es mir diesmal dabei zu sein, denn morgen, am Kilibisonntag ist in Oberburg ein Hornusserfest dem ich beiwohnen will und wer etwas kennt von der prickelnden Leidenschaft, welche dieses Spiel des Hornussens auf alle diejenigen ausübt, die ihm früher auch nur als Dilettanten gehuldigt, der wird begreifen, warum ich das Hornusserfest dem andern diesesmal vorzog. Und während ich da oben auf der Schaufelbühlegg traumverlorene Betrachtungen der schönen Gegenwart und der interessanten Vergangenheit meines Emmentales anstelle, ist die Sonne merklich höher gestiegen und beginnt mich ganz fühlbar auf den Buckel zu brennen. Und wacker schreite ich aus, bis ich das heimelige Schulhaus auf der Egg, die Residenz unseres neusten Volksdichters und Lehrers Gfeller in Sicht habe. Das Schulhaus auf der Egg ist ein Idyll an luftigem Waldesrande, schöner als Gfeller hat's, so will ich wetten, kein Lehrer auf der



Lüderenkilbi
(Foto:
L. Bechstein,
BAB)

Welt. Vor ihm breitet sich das ganze untere Emmental aus, mit all seinen Herrlichkeiten und hinter ihm dehnt sich der langgestreckte Wald aus. Das alte Holzhaus beschreiben, die heimelige Umgebung skizzieren, hiesse bei den den Duft abstreifen. Gfeller hat Ferien, doch sagte man mir, dass er von seiner Ferienreise zurück sei. Natürlich ist er nicht zu Hause, denn er ist Armeninspektor und Frühaufsteher und ist schon vor einer Stunde in Amtsgeschäften nach dem Dürrgraben aufgebrochen. Seine Frau dagegen rüstet im Walde Bohnen, ich setze mich zu ihr und helfe mit. Aber sie wäre keine Emmentalerin, würde sie mir nicht ein währschaftes Znuni in Form von perlendem Most, kräftigem Brot und herrlichem Käse aufstellen und mich nötigen der Sache recht Ehre zu erweisen.

Nach einer guten Stunde Rast marschiere ich weiter, nach Sumiswald. Dabei komme ich an der Pension Schaufelbühl vorbei und beneide die erholungsbedürftigen Städter, welche hier einen Ferienaufenthalt machen, wie er ihnen im vielgepriesenen Gebiete der Fremdenindustrie, im Berner Oberland, nur noch ausnahmsweise vergönnt wäre. Da sind keine befrackten Kellner, dafür aber freundliche Bauernwirtsleute, keine Fressprogramme, wie die oberländischen Hotelmenus, dagegen reichliche gut zubereitete Landeskost. Da ist weder Corso noch Kurkapelle, dafür aber prächtige Waldwege, an jeder Wendung hübsche Ausblicke ins Tal und die Musik besorgen gratis und taxfrei ungezählte Singvögel.

Die Bauern an den Halden, die ich zu passieren habe, sind heute äusserst fleissig und mähen fast überall schweres, wohlgeratenes Getreide. Ein fröhlicher Zuruf wird mit freundlicher Gegenrede erwidert und weiter führt mein Weg, in den Wald hinein. Das Emmental und Bernbiet überhaupt ist vielleicht die kultivierteste Gegend Europas. Soweit es Höhenlage und Klima gestatten ist alles bebaut, jeder Fleck Erde ausgenützt und zwar mit einer fast gärtnerischen Sorgfalt und Sachkenntnis. Kein Riemchen fruchtbare Erde, das nicht gepflügt, gedüngt und bepflanzt worden wäre und wie die Pflanzungen gepflegt sind! Wie unkrautrein, wie sachkundig bis zu oberst hinauf die Felder dastehen, als stumme und doch beredte Zeugen von der Arbeitslust und dem Ordnungssinn ihrer Besitzer! Und welches Wohlhaben schon aus diesen Kulturen spricht! Ich habe Ähnliches nur noch auf den grossen Gemüsefarmen in der Umgebung von Paris, in St. Germain en Laye angetroffen. Wo jeder Fuss Erdreich in solchem Masse zu Ehren gezogen und in Ehren gehalten wird. Wo ein Bauer, der mit seinen Arbeiten im Rückstande ist oder nicht sachgemäss kultiviert, zuerst dem Spotte und endlich der Missachtung seiner Dorfgenossen unterliegt.